

Birgit GRIESECKE: *Japan dicht beschreiben. Produktive Fiktionalität in der ethnographischen Forschung*. München: Wilhelm Fink Verlag 2001 (= Übergänge. Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt; 46). 213 S. Personenregister. ISBN 3-7705-3610-X. € 25,20.

Bedarf es der exegetischen Auseinandersetzung mit Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* und Paul Ricœurs Spannungstheorie, um einen Bogen zwischen dem wohl berühmtesten kulturalanthropologischen Essay der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts und der Japanforschung schlagen zu können? Nein, natürlich nicht. Schließlich bietet Clifford Geertz in seinen eigenen Kommentaren zu „Thick Description“ (1973), auf die sich das hier besprochene Buch nicht nur im Titel, dort aber unmissverständlich, bezieht, selbst die notwendigen Hinweise für kulturexplorative Versuche in der Tradition seines Klassikers „Deep Play: Notes on the Balinese Cockfight“ (1972). Außerdem äußerte sich Geertz auch direkt zu Japan bzw. zur Japanforschung, nicht zuletzt in seinen Aufsätzen zum Anthropologen als Autor (*Works and Lives*, 1988), deren letzten Teil er Ruth Benedict gewidmet hat.

Birgit Griesecke bemüht in ihrem klugen Buch den Umweg über Wittgenstein und Ricœur nicht allein wegen ihres prägenden Einflusses auf den bekennenden Eklektiker Geertz. Vielmehr sollen mit Hilfe der Wittgenstein'schen Sprachphilosophie und Ricœurs Metapherntheorie Konzeption und Funktionalität von „dichter Beschreibung“ geschärft und das Bewusstsein für „die Produktivität von Fiktionalität“ im (japan-) wissenschaftlichen Diskurs geweckt werden. Mit dieser methodologischen Reflexion verbindet Griesecke ein Plädoyer für den Essayismus und die Fruchtbarkeit fiktionaler Beschreibung und metaphorischer Denkmodelle. Der Versuch als solcher dürfte als gelungen bezeichnet werden, wenn auch zu einem hohen Preis: Weite Teile des mit einem reichen Kaleidoskop an assoziativen Quergängen versehenen Textes und seinen sich oft in Fußnoten verlaufenden Diskussionssträngen bewegen sich auf einem sprachlichen Niveau, das die Grenzen der Belastbarkeit eines nicht an philosophische Traktate gewöhnten Publikums zu sprengen droht. Anders als Geertz, der auch in seinen theoretisch-methodologischen Überlegungen zu Kultur und zum Schreiben über Kultur sich stets der Unmittelbarkeit der empirischen Welt vergewisserte und in ihrer Nähe verblieb, vermag Griesecke sich von dieser zu entfernen, ohne dabei Unbehagen zu verspüren. Warum sollte sie auch? Griesecke sucht erst gar nicht die Nähe der Empirie auf, denn das Augenmerk ihrer Studie gilt weniger Japan als dem Schreiben über Japan und damit dem Denken über Japan. Ähnlichkeiten finden sich wohl im Verhältnis zwischen Schreibenden und Geschriebenem. Der Ethnologe beschreibt den Hahnenkampf und sucht damit Konstanten als kulturelle Parameter in der balinesischen Sozialorganisation zu verdeutlichen; die frühere Teilnehmerin am DFG-geförderten Graduiertenkolleg „Phänomenologie und Hermeneutik“ beschreibt einen methodologischen Diskurs zu ethnographischen Repräsentationen und sucht damit Möglichkeiten eines neuen Denkens, eines veränderten „Sehen-Als“, aufzuzeigen. Und macht eine Dissertation daraus.

Als Ausgangspunkt für den selbst in Form und Verlauf dem Essay also nicht allzu fern stehenden Text dient Geertz' berühmter Hahnenkampffessay und dessen Rezeption. Vor allem Kritiker aus dem szientistischen Lager disqualifizierten seinen Kunstgriff, aus einigen Dutzend besuchten Hahnenkämpfen einen fiktiven Idealtypus zu konstruieren, dem darüber hinaus auch noch metaphorische Funktion zugeschrieben wurde, als wenig wissenschaftlich. Die Implikationen für das Verhältnis von Fiktion, Beschreibung und Erklärung bilden den Schwerpunkt im Einleitungskapitel zu „Teil 1: Theoretische Vo-

raussetzungen“. Geertz eigene Position zur Methodik der Dichten Beschreibung – den Terminus verdankt er dem englischen Philosophen Gilbert Ryle – lässt sich angesichts fehlender Rezepturen nur archäologisch erschließen. Im Prinzip fordert Geertz, sich von der Vorstellung zu verabschieden, ethnographische Repräsentationen könnten ein Abbild von dem Objekt ihrer Beschreibung darstellen, geschweige denn Kultur damit erklären. Statt der exakten Wiedergabe von Feldnotizen schlägt er ein experimentelles Verfahren vor, um die in herkömmlicher ethnologischer Feldarbeit gewonnenen Daten in neuer Form zu ordnen und überkommene semantische Zusammenhänge in Unordnung zu bringen. Ausgehend von lokalen Details, aber immer mit dem akademischen Rüstzeug allgemeiner Begriffe und Begriffssysteme, sollen in versuchsweise vorzunehmenden Anordnungen Signifikanten mit neuen Referenzen besetzt werden, um den Blick auf Ähnlichkeiten und Zusammenhänge erhellende Strukturen richten zu können.

Zwei kürzere Kapitel zur Philosophie Ludwig Wittgensteins und Paul Ricceurs verdeutlichen aus phänomenologischer Perspektive den Sinn eines solchen Unterfangens. Bei Wittgenstein findet Griesecke Unterstützung in dessen Verfahren, ethnologische Verfremdungen in die Darstellung sprachlicher Probleme einzubeziehen, bei Ricœur in der an epistemologischer Produktivität interessierten Metaphertheorie. In den *Bemerkungen über Frazers' Golden Bough* rechnete Wittgenstein scharf mit der „dünnen Beschreibung“ des englischen Anthropologen ab, die auf seiner eurozentrischen Befangenheit beruhte. Statt alles einer Entwicklungshypothese unterzuordnen, die dem westlichen Modernisierungsfortschritt entspricht, verlangte Wittgenstein die Suche nach Nähe der einzelnen kulturellen Phänomene. In den von ihm als „Zwischenglieder“ bezeichneten fiktiven Texturen soll das Tatsachenmaterial zum Zweck der übersichtlichen Darstellung gruppiert, Aspektwechsel vorgenommen und letztlich Zusammenhänge verdeutlicht werden. So können beispielsweise Variationen von Figuren wie Scham (Benedict), Theater (Yano) und Einhüllung (Hendry) als Zwischenglieder betrachtet werden, „die jeweils bestimmte Beschreibungsordnungen in Gang setzen, auch wenn sie niemals einen Wesenskern der japanischen Kultur offenbaren können“ (S. 74). Paul Ricœur gewann aus dem Wittgenstein'schen Aspektwechsel des Sehen-Als einen wichtigen Impetus für seine Metaphertheorie. Hier verweist Griesecke auf das heuristische Potenzial von Metaphern, etwas als etwas anderes zu sehen und in der terminologisch verdichteten Verbindung von Fiktion und Beschreibung neu zu beschreiben. Spannung gewinnt die Metapher aus dem Umstand, dass sie, eigentlich nicht anders als Max Webers in heuristischer Weise konstruierter Idealtypus, gleichzeitig begrifflich erfasst und distanziert: Die metaphorische Bezeichnung Japans als Theaterstaat heißt eben auch zu wissen, dass Japan keiner ist (S. 83).

Der in Summe etwas kürzere „Teil 2: Materialien“ bezieht das Konzept der dichten Beschreibung auf drei spezifische Beispiele der ethnographischen Japanforschung. Wie diese Auswahl zustande gekommen ist, bleibt leider ungeklärt, auch wenn dies für das Ziel der Studie keine große Rolle spielt. Am Beispiel von Ruth Benedicts *The Chrysanthemum and the Sword* (1946) zeigt Griesecke die Produktivität der Fiktion von der Schamkultur. Der diskursiven Gegenüberstellung von Scham- und Schuldkultur wurden in Benedicts Buch gerade einmal fünf Seiten eingeräumt; dennoch hat die Metapher über das wir/nicht-wir-Darstellungsprinzip des Buches hinaus eine nachhaltige Wirkung entfacht. Das Bild vom Theaterstaat übernahm der Soziologe Yano Tôru in seinem Buch *Gekijô kokka Nihon* (1982) aus einem weiteren Werk von Geertz zum balinesischen Hofstaat, um in auto-ethnographischer Perspektive darzustellen, wie das eigentliche Japan durch eine fortwährende Inszenierung allochthoner Strukturen auf autochthoner

Bühne verstellt worden ist. Im Gegensatz zu Geertz, der in einer ethnographischen Neubeschreibung zeigte, wie ein Staat errichtet wurde, indem man einen König errichtet, verfremdete und entmetaphorisierte Yano das Bild, weil er auf ein begrifflich längst sedimentiertes soziologisches Vokabular wie Rolle, Identität, *ba* zurückgriff, um verschiedene Aspekte der japanischen Kultur und Gesellschaft in der Begriffswelt des Theaters darzustellen.

Als dritte Fallstudie dient Griesecke das inspirierende Werk *Wrapping Culture* (1993) der englischen Sozialanthropologin Joy Hendry. Das *wrapping principle* als Metapher zu verwenden, empfand Hendry selber nach eigenen Aussagen nur als mäßig interessant und weiterführend. Gleichwohl stellt die Übernahme des Prinzips vom lokalen Kontext der Geschenkkultur und der Reziprozität des Gabentauschs in die unterschiedlichsten Bereiche des materiellen und immateriellen Verpackens eine metonymische Neubeschreibung dar, die verlockende Implikationen für den interkulturellen Diskurs hat. Laut Griesecke operiert das Verpackungstheorem wie ein „Zwischenglied“, mit dem von Japan ausgehend Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten zwischen den Kulturen herausgearbeitet werden könnten. Dass ein solcher Schritt nicht konsequent genug durchgezogen wird, ortet Griesecke in einer nicht sehr genau spezifizierten, aber wiederholt unterstellten Befangenheit der Japanforschung, sich auf das heuristische Potenzial fiktiver Denkfiguren und lokaler Modelle einzulassen, zumal diese eben auch das Schwergewicht im verbrämten Japanismus (*nihonron*) stellen. Daher und dennoch ihre Forderung: Neue Metaphern braucht die Japanologie!

Dass sie diese nicht selber entfaltet, sondern nur in einigen kurzen Passagen andenkt, ist bedauerlich, aber legitim. Angesichts der Möglichkeiten, die aus den Vorschlägen, das japanische Puppentheater, die Anordnung japanischer Spielräume oder die Welt des Sumô zu metaphorisieren, erwachsen, ist es doppelt schade, dass sich die Autorin nicht im Anschluss auf einen solchen Versuch eingelassen hat, sondern nach Abschluss dieser Arbeit als Projektmitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte epistemologischen Parallelen zwischen der Versuchsstruktur des Experiments und dem Essay nachzugehen scheint. Hätte sie selber das von ihr geforderte Programm vorgeführt und durchexerziert, hätte ihr Plädoyer für die Aufnahme neuer Denkmodelle in der Japanforschung deutlich an Überzeugungskraft gewonnen. So steht zu befürchten, dass die intellektuelle Verpackung ihres Anliegens eine beträchtliche Barriere für die Japanologie als eigentliche Adressatin ihres Plädoyers darstellt und diese damit ausgegrenzt wird. Wäre das der Fall, bleibt nur zu wünschen, dass der Versuch einer phänomenologischen Einverleibung der Geertzschen interpretativen Kulturanthropologie zumindest von diesem Zweig der Philosophie begeistert aufgenommen wird.

Wolfram Manzenreiter, Wien